

## KAPITEL 1: DAS SCHWARZE LOCH

... in der eigenen Biographie und der öffentlichen Erinnerung

(Auszug)

Also was die siebziger Jahre betrifft  
kann ich mich kurz fassen ...  
Widerstandslos, im großen und ganzen,  
haben sie sich selbst verschluckt ...  
Daß irgendwer ihrer mit Nachsicht gedächte,  
wäre zuviel verlangt.

*H.M. Enzensberger*

**I**n der Aureole des ersten Tages stehn wir auf dem Balkon über dem Boulevard, auf dem der Verkehr wieder zu rollen beginnt, und Adam zeigt mir ein Photo seiner Freundin Ewa, im selben paradiesischen Naturzustand wie wir beide. Stunden zuvor, als das Trinken begann, ist sie mit einem umwerfenden Lächeln gegangen. Surrealerweise steht auf dem Haus gegenüber eine Sternwarte. Oder die Sternwarte sieht wie ein Haus aus. Egal. Der Wodka, in unerbittlichen Runden eingenommen, mit Brot, Gurken, Speck und kaltem Tee, hat uns eine Nacht lang in ein helles Zelt gesteckt, unsere Gespräche erleuchtet und unsere Gesänge beflügelt. Die ersten Sonnenstrahlen strecken uns nieder. Schlafen, nur schlafen. Bis in den hohen Mittag. Warschau im kurzen Sommer der „Solidarität“, Anno 1981. Ende einer revolutionären Dienstreise. *La guerre est finie.*

Wann hatte diese Reise begonnen? Schwer zu sagen. So richtig vielleicht erst im Sommer 1977, als ein Verbotsantrag gegen unsere Organisation anhängig war und ich mit einem größeren Geldbetrag am Leib nach Wien geschickt

wurde, um Quartier zu machen für den Fall der Illegalität. Der lange erwogene Austritt wäre nun Desertion gewesen und kam nicht mehr in Frage. Oder begann alles im Jahr davor, als angesichts der erwarteten Weltkrisen und Kriege alle Kräfte und Ressourcen mobilisiert wurden, um eine mächtige Parteizentrale und einen modernen technischen Apparat auf die Beine zu stellen, in den ich (trotz notorischer Rechtsabweichungen) als Redakteur des wöchentlichen Zentralorgans eingestellt wurde? Oder vielleicht eher 1975, als ich alle akademischen Ambitionen aufgab und als moderner Narodnik „in den Betrieb ging“, um an der Organisation des Proletariats mitzuwirken? Oder war der eigentliche Schnittpunkt das Jahr 1974, als wir Danys und Joschkas Putztruppen in den Frankfurter Häuser- und Straßen-Kämpfen verbissen die „Führung“ streitig machten und beim regelmäßigen Aufmarsch der ideologischen Stadtquartiere stets mit dem größten und geschlossensten Fähnlein auftraten, ich mit dem Megaphon und allerhand Größenphantasien immer voran? Oder begann diese Reise im Sommer 1973, als ich an der Gründung einer neoleninistischen Kaderorganisation, dem KOMMUNISTISCHEN BUND WESTDEUTSCHLAND (KBW), teilnahm und für unseren Beitrag zur Programmdebatte gleich Selbstkritik (wg. kleinbürgerlichem Demokratismus) üben musste - und mich trotzdem nicht abschrecken ließ, im Gegenteil? Oder müsste ich den eigentlichen Beginn auf 1970/71 datieren, als wir uns als KOMMUNISTISCHE GRUPPE FRANKFURT/OFFENBACH unter hunderten ähnlicher Zirkel konstituierten und anfangen, „revolutionäre Betriebsarbeit“ zu machen? Oder war das bereits 1969, als man begann, sich abends mit konspirativen Klingelzeichen in kleiner Runde zu treffen, um über die Perspektiven einer revolutionären Arbeit außerhalb der Universität zu beraten, Marx-, Engels- und Lenin-Texte zu schulen, endlose Papers zu schreiben und in den Basisgruppen und Roten Zellen eifrig zu fraktionieren und zu rekrutieren? Oder war die Übersiedlung nach Frankfurt als zweite Hauptstadt der Bewegung zum Wintersemester 68/69 be-

reits der Schritt, mit dem ich insgeheim beschloß, Berufsrevolutionär zu werden? Oder war das ursprüngliche Schlüsselerlebnis nicht eher der Februar 1968, als wir aus Tübingen zum Vietnam-Kongreß nach Westberlin fahren, in banger Erwartung eines blutigen Frontstadt-Pogroms, nur um zu erleben, daß die Straße und die Medienbühne in triumphaler Weise uns gehörten? Oder war es schon jener unselige 2. Juni 1967, an dem ich wie zehntausende meiner Altersgenossen das flashartige Gefühl hatte, jetzt hätten „sie“ auf „uns“ geschossen, radikale Entwicklungen im Lande und in der Welt stünden so oder so bevor, weshalb ich, immer noch Mitglied der Humanistischen Studenten-Union, dem SOZIALISTISCHEN DEUTSCHEN STUDENTENBUND (SDS) beitrete, um mit von der Partie zu sein, die nun begann.

Alle diese Etappen meines kleinen Langen Marsches haben selbst im Rückblick noch eine große *innere* Schlüssigkeit. Und ich glaube, sie gehören nicht nur in meiner Erinnerung zusammen, sondern bilden tatsächlich Kapitel *einer* Geschichte, der des „Roten Jahrzehnts“.

**I**n der Erinnerung haftet noch eine ganz andere Schlüsselszene: Als Yves Montand in Alain Resnais' Film „La guerre est finie“ dem Mädchen den Laufpaß gibt, das er auf irgendeiner Existenzialisten-Party am Rive Gauche aufgegebelt hat, wo ihn Studenten vom Typ der Pariser Mairevolutionäre mit linksradikalen Phrasen attackierten, ohne auch nur zu ahnen, daß auf ihn, den Kommunisten aus dem spanischen Untergrund, eine neue ernste Mission wartete. Im nächtlichen Nebel auf der Tübinger Neckarinsel im Sommer 1968, kurz vor meiner Übersiedlung nach Frankfurt, war ich Yves Montand, wie er diese mythische Grenze wieder überschritt - in den Widerstand, die Revolution oder den Tod.

So kitschig das klingt, so kitschig war es auch. Man war von Filmbildern okkupiert, weil man die gesellschaftliche Realität selbst als bloße Staffage und

falsches Spiel empfand und die Politik als mediale Inszenierung und Manipulation, die man mit provokativen Aktionen durchbrechen mußte - deren Wirksamkeit man wiederum an den Reaktionen der Medien ablas. Eine der ersten kulturrevolutionär auftretenden Gruppen im Vorfeld des SDS, zu der auch Rudi Dutschke gehörte, nannte sich 1965 - nur scheinbar ironisch - die „Viva-Maria-Gruppe“ (nach dem Spielfilm von Louis Malle mit Brigitte Bardot und Jeanne Moreau). Viele, die später in den Terrorismus abglitten, haben berichtet, alles sei ihnen anfangs „wie ein Film“ vorgekommen, ein Kriminalfilm, Politthriller oder Italo-Western, je nach Temperament.

*Mein* Film (der mit Yves Montand) schien zumindest aus dem Stoff der Wirklichkeit gemacht. Nur daß mir die Pointe auf bezeichnende Weise entging: Denn Semprún (der das Drehbuch nach eigenen Erfahrungen verfaßt hatte) beschreibt darin den inneren Konflikt eines Kommunisten, der weiß oder ahnt, daß er von seiner Partei sinnlos verheizt wird. Der „Krieg“ (der spanische Bürgerkrieg) ist lange vorbei, das Land ist durch den Tourismus und die wirtschaftliche Öffnung in einem Umbruch begriffen, der weit radikaler ist als jede Résistance und jede Revolution. Nur die Parteiführer im Exil haben es nicht gemerkt oder wollen es nicht wahrhaben.

Der imaginäre Anschluß an die „wirkliche Geschichte“, den wir so fieberhaft suchten, war eine Flucht aus der unerträglichen Leichtigkeit unserer eigenen Lebenswelt, der wir nicht trauten, zurück in das Zeitalter der Weltkriege und Bürgerkriege, das uns viel „realer“ und gegenwärtiger erschien. Und hinaus in eine Weltarena, in der längst eine radikale Revolution im Gange war - die Frage war nur, ob mit oder ohne uns.

Vom Auftauchen aus dieser mythologischen Sonderwelt handelte auch meine Abschiedserklärung im Zentralorgan, dessen Redakteur ich war. Darin kehrte die Warschauer Balkonszene in einer spöttischen Parabel als Erinnerungsrest wieder. Ich verglich uns mit Held Prometheus, wie er „nach Jahren

revolutionärer Standhaftigkeit, an den Felsen geschmiedet, während ihm der Adlergeier des Opportunismus von der Leber fraß - also, wie Held Prometheus die Augen aufmacht, keine Ketten und keine Adlergeier sind da, stattdessen große Aussicht, schönes Wetter, Autos tuten, alles okay soweit, und da beschleicht ihn der *horror vacui* vor soviel Lärm und Leben, er läßt sich an den Felsen, den imaginären, zurücksinken, schließt die Augen, der Adlergeier frißt an seiner Leber, und alles hat wieder seine Ordnung.“

Das war eine ironische Aufforderung an die Genossinnen und Genossen, endlich aus der geschlossenen Welt eines berufsrevolutionären Aktivismus, der zur reinen Mimikry geworden war, aufzutauchen und diese Organisation, die nur noch mit ihrer politisch-ideologischen Selbstabwicklung befaßt war, einfach aufzulösen. Und um die fast unbegreifliche Distanz zu bezeichnen, die sich plötzlich auftat, kam mir eine andere Metapher in den Sinn: „Ich weiß nicht, wie es den anderen geht - ich jedenfalls fühle mich um Lichtjahre, so zwei bis drei Milchstraßen, von diesem SCHWARZEN LOCH entfernt ...“<sup>1</sup>

Da war es (wieder einmal) sechs Uhr früh vorbei, es dämmerte, ich nahm den Text aus der Maschine, legte ihn ins Körbchen für den Satz und ging aus der Redaktion, in der ich schon gekündigt hatte, in den morgendlichen Verkehr hinaus.

**D**as Gefühl eines anhaltenden Wirklichkeitsverlustes ist auch, nachdem sich alle früher oder später von ihrem jeweiligen Affenfelsen losgemacht und vom Kopf wieder auf die Füße gestellt haben, nicht verschwunden. Das „schwarze Loch“ klafft in der eigenen Biographie, aber auch im allgemeinen Bewußtsein. Jedenfalls gehörte die Erinnerung dieses langen „roten Jahrzehnts“, das zeitlich weitgehend mit der sozialliberalen Ära zu-

---

<sup>1</sup> KOMMUNISTISCHE VOLKSZEITUNG, 16. April 1982

sammenfiel, aber darin keinesfalls aufging, bis vor kurzem noch eher zu den Apokryphen einer Geschichte der Bundesrepublik.

Vom historischen Resultat her mochte (und mag) das völlig gerechtfertigt erscheinen. So sehr die Attentate der RAF oder der „Revolutionären Zellen“, die Flut der „Berufsverbote“ und der „Unvereinbarkeitsbeschlüsse“, die zahllosen militanten Straßenaktionen und Showdowns von der „Schlacht am Tegeleer Weg“ 1968 bis zu den Kämpfen um Brokdorf oder Grohnde 1976/77 die Republik damals aufgewühlt haben, so wenig bildete das verzweigte Geflecht von Gruppen der „alten“ und „neuen Linken“, von den DKPisten und Stomokap-Jusos über die Trotzlisten zu den Maoisten, Anarchisten oder Spontaneisten jemals „eine Gefahr für die verfassungsmäßige Ordnung“ - um es im erstaunlich deflationären Ton der Verfassungsschutzberichte dieser Jahre zu sagen.

Ganz anders stellt sich die Sache schon dar, wenn man das revolutionäre Sektenwesen und den Zeitgeist, der es trug, als integralen Teil einer Gesellschafts- und Mentalitätengeschichte der Republik beschreibt. So hatte entgegen einer beinahe allgemeinen Ansicht der organisierte Linksextremismus der 70er Jahre ja einen weitaus bedeutenderen Umfang als die „68er-Bewegung“, aus deren Zerfall er äußerlich gesehen hervorging. Tatsächlich war der SDS auf die größeren Universitätsorte beschränkt gewesen und hatte dort nie mehr als ein paar Dutzend oder, wie in Berlin und Frankfurt, ein paar hundert rundum aktive Mitglieder. Zwar strömten Tausende auf die großen Teach-ins und Demonstrationen. Und es gab jugendliche Rebellen in nahezu allen Orten und vielen gesellschaftlichen Bereichen. Aber 1967/68 waren das Einzelgänger oder kleine Cliquen, die sich an einer Reihe von Codes erkannten.

Das Kernpotential der Jugendrevolte von 1968 läßt sich auf (maximal) 20.000 Aktive schätzen, davon allein 4-5000 in Westberlin. Der SDS hatte auf dem Höhepunkt etwa 2500 Mitglieder (soweit überhaupt Registrierungen

stattfanden). Bei der großen internationalen Vietnam-Demonstration in Westberlin im Februar 1968 waren etwa 15.000 auf der Straße. Und bei der zentralen Anti-Notstands-Demonstration am 11. Mai 1968 in Bonn brachte die vereinigte „Außerparlamentarische Opposition“, die APO, rund 60.000 Gewerkschafter, Lehrlinge, Schüler, Studenten, linke Sozialdemokraten, Christen, Pazifisten, Neutralisten und Kommunisten auf die Beine.

Erst mit der *Auflösung* von APO und SDS 1969/70 wurde aus der antiautoritären Jugendrevolte eine echte, generationell geprägte Massenbewegung. Allein die Zahl der organisierten Mitglieder der diversen linksrevolutionären und kommunistischen Gruppen und Parteien lag die ganzen siebziger Jahren hindurch bei circa 80–100.000. Und dieses brodelnde Sektenwesen war nur die sichtbare Spitze eines viel weitläufigeren politisch-kulturellen Phänomens, das sich keineswegs auf Randzonen beschränkte, sondern bis tief in die Mitte von Staat und Gesellschaft hineinreichte.

Mitarbeit in einer Basisgruppe, Betriebsgruppe oder Roten Zelle, einem Lehrlingszentrum oder einem antiimperialistischen Komitee, einer Roten oder Schwarzen Hilfe; Mitgliedschaft in einer der zahlreichen Kaderorganisationen und Kaderparteien oder in einer ihrer „Massenorganisationen“; Aktivitäten in einer der „undogmatischen“ und „militanten“ Gruppen sozialistischer, anarchistischer, spontaneistischer oder feministischer Observanz, die in praktisch allen großen und kleinen Orten aufschossen; Teilnahme an den zahllosen Schulungen und Diskussionen, in denen es um die „Systemüberwindung“ oder die „antiimperialistische Revolution“ ging, und die habituelle Lektüre entsprechender Bücher und Zeitschriften (mit heute phantastisch wirkenden Auflagen von einigen Zehn- oder Hunderttausend); mehr oder weniger regelmäßige Beteiligung an Demonstrationen, Kundgebungen, Versammlungen oder illegalen Besetzungsaktionen, die in ihrer „Massenhaftigkeit“ die der sechziger Jahren jederzeit übertrafen und fast rituell in Zusammenstößen mit der

Polizei endeten; Überprüfungen durch den Verfassungsschutz, die Schulbehörden, die Gewerkschaftsleitungen oder den Werkschutz und politisch begründete Maßregelungen, Entlassungen und Berufsverbote - das alles ist als ein prägendes Element in hunderttausende von Biographien eingelagert. Insofern handelt es sich um eine Generationserfahrung im vollen Sinne des Wortes.

Reinhard Mohr hat aus der Perspektive der nachrückenden Zwischengeneration der „78er“ die typischen Sozialisationsformen dieser Jahre noch einmal eingängig evoziert. Zauberworte wie „strukturelle Gewalt“ dienten als Passepartouts einer Gesellschaftskritik, in deren Zentrum nach Peter Brückner „die repressive Entstellung fast aller zwischenmenschlichen Beziehungen“ stand. Erst durch eine organisierte „Gegengewalt“ konnten die „Herrschaftsverhältnisse“ auch „sinnlich erfahrbar“ gemacht werden. Mit jeder Verlagerung des Kampffeldes - von der „Betriebsarbeit“ über die „Fahrpreiskämpfe“ und „Häuserkämpfe“ bis hin zu den „§218-Kampagnen“ und der „Anti-AKW-Bewegung“ - und mit jeder Einbeziehung frischer Alterskohorten in diese Bataillen tauchte stets von neuem die Forderung nach einer „langfristigen Strategie“ und „revolutionären Organisation“ auf. Denn das Ziel war immer und unverrückbar „die Revolution“, die natürlich nur als eine internationale gedacht werden konnte, als *Weltrevolution* mithin. Darunter ging kaum etwas.

Auch ein Gutteil der Verlagsprogramme, Zeitschriftenredaktionen, Rundfunk- und Fernsehanstalten, der Theater-, Literaten- und Künstlerszene stand im Banne dieser Zeitstimmung und übte den Jargon einer pseudorevolutionären Eigentlichkeit. Von heute aus gesehen, schreibt Mohr, wirke es nahezu „unbegreiflich, wie große Teile der westdeutschen - und westeuropäischen - Intelligenz sich für Jahre in diesem Geschichtsbild häuslich einrichten konnten“.<sup>2</sup>

---

<sup>2</sup> Reinhard Mohr, *Zaungäste*, S. 25



Die distanzierte Formulierung macht klar, in welchem Grade die Aktivisten von damals mittlerweile neben sich selbst stehen, wenn es darum geht, sich die eigenen Motivationen noch einmal zu vergegenwärtigen und zu fragen, woher diese von lebendigen Erfahrungen und Interessen fast unberührte, abstrakte Theorie- und Organisationswut, diese jederzeit abrufbare Militanz und Empfänglichkeit für weltrevolutionäre Phraseologien damals eigentlich kamen. Und da man sich das selbst nicht mehr recht aufklären konnte, verdrängte oder verklärte man diese Geschichte. Sie war vorwiegend zum Stoff spätabendlicher Kneipengespräche oder häuslicher Anekdoten „aus der Kampfzeit“ geworden.

Es gibt eine ausufernde Literatur über die „68er-Revolution“ und eine andere über den Terrorismus der RAF, die seit langem zu Objekten einer eigenen, schwülen „Erinnerungskultur“, regelmäßiger publizistischer Neuverarbeitungen oder ausgedehnter akademischer Forschungen geworden sind. Über das viel breitere Phänomen des spezifischen Radikalismus der 70er Jahre dagegen gab und gibt es kaum eine reflexive, geschweige selbstreflexive Literatur.

Diejenigen, die Auskunft geben könnten, verweigern sich dem großteils. „Die Protagonisten der damaligen Bewegung, auch der Autor der folgenden Bemerkungen, haben nie daran gedacht, die Geschichte dieses Großversuches aufzuschreiben“, hat etwa Christian Semler, der ehemalige Vorsitzende der maoistischen „KPD“, in einer seiner sporadischen Nachbetrachtungen geschrieben. Erstens sei der Ruf der (bis heute so genannten) „K-Gruppen“ zu schlecht, da sie nach allgemeiner Auffassung die Mörder der frischen Emanzipationsblüte der antiautoritären 68er-Revolution gewesen sein sollen. Zweitens befallt einen angesichts des Wustes der damaligen Druckerzeugnisse sogleich heftige Unlust. Und schließlich „verstehen die Funktionäre von einst kaum mehr ihre damaligen Motive und Handlungen. Der Riss ist zu tief.“ Kurz und

gut, den Ex-Kadern sei die Sache zu peinlich, den Soziologen zu immobil, den Historikern zu geringfügig und den Psychologen zu durchsichtig.<sup>3</sup>

Richtig ist, daß diese Geschichte sich von selbst erledigt hat - kaum weniger gründlich als die DDR und der übrige „real existierende Sozialismus“. Dabei ist allerdings mit sehr unterschiedlichen moralisch-historischen Maßen gemessen worden. Man konnte noch im Jahr 1999 nicht Pressesprecherin der SPD werden, wenn man als FDJ-Studentin in den siebziger Jahren der Stasi ein paar belanglose Pflicht-Berichte nach Auslandsreisen geschrieben hatte. Aber man konnte ohne weiteres Vizepräsidentin des Bundestages, Vizekanzler, Minister/in oder Staatssekretär/in werden, wenn man eine erhebliche Strecke seiner Jugend als Aktivist oder Aktivistin einer der vielen revolutionären Organisationen dieser Zeit zugebracht hatte. Dort das kategorische Postulat des „Aufarbeitens der Vergangenheit“ und einer lückenlosen Überprüfung der jeweiligen Biographien, hier der augenzwinkernde Einbau in die individuelle Karriere als ein bloßer *walk on the wild side*. Was dort allzu teuer erkaufte wird, ist hier etwas billig zu haben.

**D**eshalb braucht man nicht die lasche Verbitterung jener Enthüllungsauctoren zu teilen, die „Joschka und seiner Gang“ oder anderen Ex-Militanten und Ex-Kadern der 70er Jahre ihre wilde Vergangenheit und gleichzeitig auch noch ihren Verrat an derselben vorhalten wollen.<sup>4</sup> Noch die beinahe komische Verzweiflung jener, die - wie der damalige FAZ-Redakteur Eckhard Fuhr 1993 in einem Leitartikel unter dem Titel „Alles Achtundsechziger“ - die „wimmernde Hilflosigkeit“ der bundesdeutschen Politik in „Gesinnungsnarzißmus und Realitätsverweigerung“ als fataler Erbschaft jener Zeit begründet sehen wollen, um allen Ernstes zu fordern: „Die deutsche Politik

<sup>3</sup> Semler: Wiedergänger. In: 68 und die Folgen, S. 133

<sup>4</sup> So insbesondere Christian Schmidt, Wir sind die Wahnsinnigen (1998). Nicht ganz unähnlich in der Argumentation: Michael Schwelien, Joschka Fischer (2000)

muss sich von 1968 emanzipieren.“<sup>5</sup> Dabei hatte Brigitte Seebacher-Brandt doch bereits im Herbst 1990 mit der eklatanten Wahlniederlage Lafontaines und dem Fall der Grünen unter die 5%-Marke die Generation der Achtundsechziger für historisch „abgewählt“ erklärt, da sie für die Unhaltbarkeit der deutschen Teilung blind gewesen und durch die Umbrüche von 1989 „überlistet“ worden sei. „Ihr Erbe wird nicht weitergetragen. Es ist versunken und der Blick nun frei ...“<sup>6</sup>

Von wegen! 1998 fand Peter Gauweiler die „Rudi-Dutschke-Generation“ bequemer denn je im Sattel, nunmehr grün domestiziert, um ihren lebensgeschichtlichen Erfolg auszukosten, nämlich „die bundesweite Verbreitung einer töricht harmlosen Lebensstimmung“. Ihr Waterloo von ‘89 hätten sie ganz locker weggesteckt - anders als die ihnen so ähnliche „Horst-Wessel-Generation“, die die Erfahrung ihres geschichtlichen Scheiterns nach 1945 in einer heroischen Aufbauleistung eingelöst habe. „Das Vorbild ihrer Leistung ist nicht gefragt, ihre Größe, ihre Tragik, ihre Leiden [sind] - im Gegensatz zum Weltschmerz der Achtundsechziger - ein Tabu.“ Mit dieser *Generationslüge*, so Gauweiler, gedenke die bundesdeutsche Gesellschaft offenbar ungerührt weiter dahinzuleben.<sup>7</sup>

Schlimmer noch, hätte man dem Herrn Gauweiler zurufen müssen! Denn gerade in den neunziger Jahren, in der späten Ära Kohl also, haben die 68er-Rebellen (nach einer schönen Formulierung Heinz Budes) „ihre Rolle im Familienroman der Bundesrepublik gefunden“.<sup>8</sup> Bis es im Herbst 1998 sogar hieß: „Die 68er an der Macht“. Zeitweise hat Joschka Fischer sogar die früheren Popularitätswerte von Rita Süßmuth oder Kurt Biedenkopf übertroffen.

<sup>5</sup> Eckhard Fuhr: Alles Achtundsechziger. In: FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG vom 27. März 1993

<sup>6</sup> Brigitte Seebacher-Brandt: Abschied von den Eltern. Zur Abwahl einer Generation. In: FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG, 7. Dezember 1990

<sup>7</sup> Peter Gauweiler: Die deutsche Rebellenjugend. Ein Generationenvergleich. In: FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG, 3. Januar 1997

<sup>8</sup> Heinz Bude, Altern einer Generation, S. 21

Und der Titel seines Bestsellers „Mein langer Lauf zu mir selbst“ könnte mittlerweile fast als Gesamtüberschrift über der Geschichte der Republik stehen, während seine Minister-Turnschuhe im „Haus der Geschichte“ zu den Insignien der Republik zählen - und demnächst, wer weiß, auch sein schwarzer Helm von einst.

Eingeleitet worden war diese Wende mit der programmatischen Rede des Bundespräsidenten von Weizsäcker am ersten Tag der deutschen Einheit, dem 3. Oktober 1990, worin er die „Jugendrevolte am Ende der sechziger Jahre“ in offizieller Weise zu einem Baustein der Erfolgsgeschichte der Bundesrepublik erhob, da sie „allen Verwundungen zum Trotz zu einer Vertiefung des demokratischen Engagements in der Gesellschaft“ beigetragen hat.<sup>9</sup> Fast könnte man von einer zweiten, innergesellschaftlichen Wiedervereinigung (West) sprechen. Die Herausforderung der Republik mit ihrer allenfalls verächtlich zitierten „FdGO“ durch ein weit nach links abgewandertes Segment der Nachkriegsgeneration war beendet.

Erst seit einigen Jahren hat sich der wissenschaftliche Betrieb des Themas angenommen. „1968 - Vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft“ lautete dreißig Jahre danach der Titel einer internationalen Arbeitskonferenz und eines Sammelbandes.<sup>10</sup> Das klingt erwartungsvoll, und mit Recht. Die Archive stehen nach Ablauf aller Sperrfristen weit offen - und wieviel Papier ist damals nicht beschrieben und bedruckt worden! Ganze Bergwerke an Dokumenten harren ihrer Erschließung, fruchtbringende Forschungsthemen ihrer Beantragung, weitreichende Paradigmen ihrer Entfaltung. Hier, wo die Texte und Bilder schon gehörig Patina angesetzt haben, darf noch einmal romantisch-utopisch geschwelgt werden, und wär's in dürrem Wissenschaftsjargon. Da liest man, daß „auch in der Bundesrepublik die 68er Bewegung - analog zur französischen Mai-Bewegung - ein antiautoritäres, antihierarchisches

---

<sup>9</sup> Zit. nach Ebenda

<sup>10</sup> Ingrid Gilcher-Holtey: 1968 (1998)

Potential frei“ gesetzt habe, welches auf allen Feldern die etablierten Strukturen „mit alternativen Ordnungsentwürfen konfrontiert“ habe, „welche die Emanzipation des Individuums durch kollektive Selbstbestimmung und Selbstverwaltung erstrebten“ und dadurch mit dem „Charisma der Phantasie“ unser Leben verändert hätten.<sup>11</sup>

Solche treuherzigen Historienmalereien sind Teil eines *inventing of traditions*, wenn nicht geradezu einer „Selbsterfindung der Nation“. Das hat sich mittlerweile bis zur fixen Vorstellung verdichtet, erst 1968 sei die äußere Westbindung der Bundesrepublik durch ihre innere „Verwestlichung“ und Demokratisierung gesichert worden. Seit diesem Datum, dem „Jahr, das alles verändert hat“, sollen auch hierzulande „Selbstinitiative, Mündigkeit, Zivilcourage, Nonkonformismus und kollektive Verantwortlichkeit ... einen unverzichtbaren Stellenwert erhalten“ haben.<sup>12</sup> So Wolfgang Kraushaar, der Chronist der bundesdeutschen Protestbewegungen, der auch von „einer Art soziokultureller Nachgründung“<sup>13</sup> der Bundesrepublik durch die „anti-autoritäre Protestbewegung“ spricht.<sup>14</sup> Tatsächlich ist in Manfred Görtemakers Gesamtdarstellung der Geschichte der BRD von einer regelrechten „Umgründung der Republik“ die Rede.<sup>15</sup> Und als der entscheidende Unterschied zwischen den Gesellschaften der Bundesrepublik und der DDR gilt dann konsequenter Weise, daß es dort eben kein „68“ gegeben hat<sup>16</sup>; oder, noch apodiktischer: „daß die DDR eine deutsche Geschichte minus 1968 war“.<sup>17</sup>

Spätestens hier hat man das Gefühl, daß im goldenen Herbst der Erinnerungen (der eigenen wie der geborgten) die Urteilskriterien erheblich verrutscht sind. Der DDR hätte also nur eine kleine 68er-Revolt gefehlt - und sonst

---

<sup>11</sup> Dies.: Der kritische Moment. Deutschland, Frankreich und die Rebellion des Mai 1968. In: FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG, Beilage, 2. Mai 1998

<sup>12</sup> Wolfgang Kraushaar: 1968 - Das Jahr, S. 323

<sup>13</sup> Ders.: Der Aufschrei der Jugend. In: DER SPIEGEL 13/1999, S. 188

<sup>14</sup> Ders.: Der Zeitzeuge als Feind des Historikers? In: MITTELWEG 36, H. 6/1999, S. 49

<sup>15</sup> Manfred Görtemaker, Geschichte der Bundesrepublik, S. 475-596

<sup>16</sup> Vgl. Eberhard Seidel-Pielen: Antiautoritäre Erziehung. In: '68 und die Folgen, S. 18

<sup>17</sup> Wolfgang Kraushaar, 1968 - Das Jahr, S. 313

nichts? Und wir Wunderkinder dieses *annus mirabilis* wären die wahre Gründergeneration der Bundesrepublik-West gewesen?!

**M**ag sein, daß meine biographischen Erfahrungen sich in besonderer Weise gegen solch weichgezeichnete Genrebilder sperren. Aber so nett, antiautoritär und fortschrittsbeflissen, wie man uns im Nachhinein nahelegen möchte, waren wir nun wirklich nicht - und haben wir uns bei aller militanten Unschuld auch Anno '68 nicht gesehen. Wenn Wolfgang Kraushaar gleichzeitig von „antidemokratischen Elementen“ im SDS und von einem „Flirt mit dem Totalitarismus“ spricht und erklärt, im Grunde seines Herzens froh zu sein, daß keines der Ziele von damals verwirklicht wurde, mündet die Sache doch wohl in einer offenen Aporie.<sup>18</sup>

Es geht nicht darum, die Dinge schwärzer zu zeichnen, sondern schärfer. Daß schon die Ideologeme der originären 68er-Bewegung - und keineswegs erst die neokommunistischen Plattformen der siebziger Jahre - einen entschieden antiliberalen, antidemokratischen (jedenfalls antiparlamentarischen) und antiwestlichen Charakter getragen haben, ist eine unschwer nachzuweisende Tatsache. Alles andere hätten wir auch damals schon als Beleidigung empfunden. Wie kann aber eine Bewegung Liberalität, Demokratisierung und Verwestlichung vorangetrieben haben, die bis in die frühen 80er Jahre hinein das deutliche Gegenteil auf ihre Fahnen geschrieben hatte?<sup>19</sup> Das ist die eigentliche und spannende Frage, die man zumindest nicht abschwächen darf.

Dabei scheint mir der Widerspruch durchaus auflösbar - nur eben nicht in der Form einer nachträglichen Verharmlosung. Sondern erst dann, wenn es gelingt, halbwegs plausibel zu rekonstruieren, auf welche Weise eine derart radikale und vielfach sektierische politische Bewegung wie die, die im Juni

---

<sup>18</sup> Ebenda, S. 320 – Vgl. auch Ders.: „Ich bin froh, daß keine SDS-Idee Wirklichkeit wurde“. In: FRANKFURTER HEFTE/ NEUE GESELLSCHAFT, H. 11/1998, S. 1022-1029

1967 auf voller Breite begann und zehn Jahre später im „deutschen Herbst“ in einem blutigen Showdown kulminierte, dennoch zum Katalysator eines gesellschaftlichen Umbruchs werden konnte, der vollkommen andere gesellschaftliche Ergebnisse zeitigte als die, die man „politisch bewusst“ angestrebt hatte. Aber auch umgekehrt: wenn man annähernd versteht, woraus die enorme Aktionsenergie und erstaunliche Definitionsmacht der radikalen Linken sich damals eigentlich speiste. Das Ganze war jedenfalls ein hoch paradoxer, durch und durch widersprüchlicher Prozess.

Die Antwort, die Niklas Luhmann 1988 in einer sarkastischen Philippika gegen den „Njet-Set und Terror-Desparados“ auf diese Fragen gegeben hat, ist betont kurzschlüssig. Aber sie stellt den Widerspruch zwischen revolutionären Ansprüchen und zivilen Resultaten wenigstens mit ätzender Schärfe heraus: „Zufällige Vorfälle, der Schuss auf Benno Ohnesorg zum Beispiel, schossen die Studenten aus der Gesellschaft hinaus - und von da ab konnte man über den Rasen laufen.“<sup>20</sup>

---

<sup>19</sup> Vgl. dazu etwa Richard Herzinger. Wandlungen eines Mythos. Die Kulturrevolutionäre von 1968 - Garanten der liberalen Kultur in Deutschland? In: Claudia Keller (Hrsg.), Die Nacht hat zwölf Stunden (1996), S. 252 - 267

<sup>20</sup> Niklas Luhmann: Njet-Set und Terror-Desparados. In: DIE TAGESZEITUNG, 4.8.1988